

Auf falschem Boden.

Roman von G. Courth's-Rahler.

(6. Fortsetzung.)

7. Kapitel.

Die Familie Bohned sah beim Morgentafel. Das Familienoberhaupt, Herr Ernst Bohned, war ein mittelgroßer, wohlbeleibter Mann mit einem etwas gedummen rothen Gesicht und einer mächtigen Nase, die von einem länglichen Streifen grauer Haare umgeben war. Ein kurzer grauer Vollbart umgab den unteren Gesichtstheil und verband den unangenehmen Zug, der die Lippen umspielte. Bohned bot einen wenig erfreulichen Anblick, trotzdem sein Gesicht eine gewisse Neugierigkeit mit seinem Sohn verrieth. Es kam ja vor, daß grundhöfliche und hübsche Menschen Familienähnlichkeit haben. Vielleicht hatte der alte Herr in seinen jungen Jahren noch mehr von dieser Neugierigkeit besessen. Vorhanden war sie jedenfalls.

Er sah mit seinen kalten, stehenden Augen zuweilen ungeduldig über seinen Kneifer hinweg nach der Thür. Die Zeitung, die er in den Händen hielt, schien seine Aufmerksamkeit nicht ganz zu fesseln. Der Ausdruck, gepaart aus grenzenloser Selbstgefälligkeit und mürrischer Bitterkeit, welcher sonst auf seinem Gesicht lag, hatte einer ärgerlichen Ungeduld Platz gemacht.

Seine Frau und seine Tochter, beide schon mit der Hättelarbeit in den rastlosen Händen, sahen ihm stumm gegenüber und tranken in kurzen Zwischenräumen ihre letzte Tasse Kaffee. Gesprochen wurde nie ein Wort, da der Hausherr am Kaffeetisch seine Zeitung und die angelangte Post zu lesen pflegte.

Heute mußte er etwas länger als sonst auf seine Briefe warten, und das genügte schon, ihn zu verstimmen. Schließlich konnte er sich nicht mehr halten, seine Hand fauchte wüthend auf den Tisch herab, so daß die beiden Frauen erschrocken zusammenfuhren.

„Zum Henker, wo bleibt denn heute die Post!“ schrie er sie an.

Seine Frau erhob sich sofort, um vom Fenster aus Umschau nach dem Postkasten zu halten. „Er kommt so eben“, sagte sie dann kurz und setzte sich wieder hin.

Gleich darauf brachte ein Dienstmädchen die Postfächer herein und legte sie vor ihrem Herrn auf den Tisch.

Bohned faltete seine Zeitung zusammen und warf sie auf den Tisch. Dann rüdt er seinen Kneifer fester und sah die Briefe durch. Geschäftliche Mittheilungen legte er nach der Letztüre bei Seite. Eine Verlobungsanzeige warf er, ohne ein Wort zu sagen, seiner Frau zu, ebenso die Offerte einer Konfervenfabrik für den Haushalt.

Zuletzt nahm er einen Brief zur Hand, der seines Sohnes Handschrift trug. Er öffnete ihn genau so ruhig und geschäftsmäßig, wie die anderen, und entfaltete ihn. Beim Lesen kam indessen Leben in sein Gesicht. Es röhete sich beängstigend, und die Stirn zog sich finster zusammen. Die Augen bohrten sich fast hinein in das Papier, und ein Grimm ohnegleichen brägte sich in seinen Zügen aus.

Mit einer Vermuthung schlug er plötzlich mit der Faust auf den Tisch, daß die Tassen klirren, und sprang so wüthend auf, daß sein Stuhl zu Boden fiel. Schnaubend und wild mit den Händen gestulpend lief er im Zimmer auf und ab, ohne im mindesten von den erschrockenen Frauen Notiz zu nehmen.

„So ein Lump — so ein Nichts — und Tagelöhner!“ brüllte er endlich. „Das ist ja, um aus der Haut zu fahren. Mir das? Ich werde ihm das Handwerk legen, dem frechen Bantone. Er soll mir kommen, der unverschämte Bengel! Das wollen wir denn doch erst sehen, welche Frauen treib' ich ihm aus, dem Schafstopp!“

Seine Frau hatte einen schreien Seitenblick auf den Brief geworfen. Sie erkannte des Sohnes Schrift. Anzufassen wagte sie ihn nicht. Angstlich blickte sie und ihre Tochter auf den Wüthenden.

„Was sitzt Ihr da und gafft mich an!“ schrie er erhört, daß er an niemand seinen Zorn auslassen konnte.

„Was ist denn geschahen, Ernst?“ fragte seine Frau bestommen.

Er lachte höhnisch auf. „Wirst Deine helle Freude haben. Dein saubere Herr Sohn hat uns eine nette Ueberraschung bereitet. Verlobt hat er sich — und freischend schrie er nochmals: „verlobt — ohne unseren Willen! Eine Künstlerin — wahrhaftig! Hungerleiderstochter. Die schlaue Person hat sich da einen fetten Bissen kapern wollen. Aber das laßt sich nicht — ich leide es nicht! Was fällt diesem Bengel ein? Wir

suchen ihm hier eine feine Partie aus, er braucht sich nur ins warme Nest hineinzusetzen. Statt es uns zu danken, will er uns so einen Schlapphutsprößling in unser ehrbares Haus bringen. Das ist himmelschreiend, das ist unverschäm — ich leide es nicht!“

Während er, immer noch hin und her laufend, seiner Frau diese Worte zuschrie, war diese blaß und sah geistesabwesend. Ihr kaltes, unbewegtes Gesicht bekam einen Zug der herbsten Abwehr, als wolle sie sich gleich ihrem Gatten gegen diese unliebsame Schwiegerstochter zur Wehr setzen.

Bertha rief ihre wasserblauen Augen auf und starrte ihren Vater erschrocken an.

Als er mit seiner Rede zu Ende war, blieb er stöhnend und prustend vor seiner Frau stehen. „Na — kannst Du nicht ein Wort reden? Ihr Frauenzimmer seid doch ein albernes, langweiliges Volk, mit dem kein Wort zu reden ist.“

Frau Emilie fand nun zwar bei sich im Stillen, daß er sie überhaupt noch nicht hatte zu Worte kommen lassen, und daß seine Käseerei mindestens ebenso unvernünftig war wie ihr Schweigen; aber sie hüthete sich, diesem Gedanken Ausdruck zu geben. Zu sehr daran gewöhnt, sich seiner tyrannischen Art zu fügen, wagte sie auch in solchen leichten Momenten nicht, ihm zu widersprechen. In den wenigen Fällen, in denen sie früher einmal gewagt hatte, ihrer eigenen Meinung gegen die feine Geltung zu verchapfen, hatte er sie mit kaltem Hohn und beidemem Sarcasmus übergoßen und sie dann wochenlang wie Luft behandelt.

So gewöhnte sie sich jeden Widerspruch ab und leistete sich nur manchmal im Stillen eine kleine Arit seines Verhaltens. Das war ihr Rezept, den äußeren Frieden zu wahren, einen Frieden allerdings, der kalter Kirchhofsrube glich.

„Darf ich den Brief lesen?“ fragte sie schüchtern ruhig.

„Natürlich — lies nur die erbauende Auseinandersetzung Deines Herrn Sohnes“, höhnte er.

Sie nahm das Schreiben mit leise bebenden Händen. Franz schrieb sehr vernünftige, wohlüberlegte Worte, und so vernünftig war das Herz dieser Frau denn doch nicht, daß sie nicht einigen Eindruck machten. Aber sie wehrte sich gegen diese Weichheit. Vor ihrer kleinsten Seele stand drohend ein Schredgespenst, welches alle guten Regungen im Keim erstickte.

Was würden die Leute dazu sagen? Vor allen Kleefelds? Man würde in der Stadt die Köpfe zusammenstrecken und über diese Verlobung spotten. Und in allen Kränzen würden die Bohneds den Gesprächsstoff bilden. Wenn es nur wenigstens eine Künstlerin doch wäre, wahrscheinlich so ein schlampiges, verrücktes Frauenzimmer mit männlichen Manieren und frechem Auftreten, wie die Kunsttreiberinnen, die im vorigen Jahr mit einem Firtus ins Städtchen gekommen waren. Es lief ihr kalt über den Rücken, als sie sich das ausmalte.

Vollständig fassunglos ließ sie das Schreiben sinken und sah zu ihrem Mann hinüber. Der grinste sie höhnisch an.

„Na — reizend, nicht wahr? Ich gratulire zu der neuen Schwiegerstochter.“

„Ich kann es noch gar nicht fassen“, sagte sie leise.

„Natürlich nicht, Euer Spazengehen saßt nie etwas, was über Eure Köpfe hinausgeht. Mir ist die Geschichte sofort klar gewesen. Der Fiel ist einfach einer Klette ins Netz gelaufen. Aber zum Glück bin ich noch da — ich werde ihm schon heimleuchten, dem Tölpel!“

„Ach Gott — was werden nur Kleefelds dazu sagen, Ernst?“

Er sah sie schweigend an. Seine kleinen stehenden Augen funkelten wie die eines Raubthiers.

„Die arme Elsa!“ wagte nun auch Bertha zu sagen.

„Halt Deinen Mund und mach, daß Du raus kommst, ich habe mit der Mutter zu reden! Und wage es nicht, über diese Angelegenheit ein Wort fallen zu lassen!“ — Verstanden?

Bertha nickte und verließ eiligst das Zimmer.

„Die arme Elsa!“ äffte Bohned ihr nach. „Um diese Gans kümmere ich mich nicht so viel — er schnippte die Fingerspitzen gegeneinander — „aber eine hübsche runde Million hängt an ihr, und die geht dem dämlichen Bengel mit ihr durch die Lappen.“

Bertha war froh, aus dem Bereich ihres Vaters zu kommen. Ein unendlich schadenfrohes Lächeln zog ihre

Mundwinkel herab, als sie an die „arme Elsa“ dachte. Die hatte sich schon überall als die heimliche Braut des schönen Franz Bohned aufgespielt. Welch ungeheure Blamage für die hochmüthige Person, wenn Franz wirklich eine andere heirathete! Sie gönnte es ihr von Herzen, wenn sie es auch für sich behielt. Und ihrem Vater gönnte sie im Grunde den Kerger ebenfalls. In ihrer geduckten, kleinen Seele schlummerte ein heimlicher Nachdurst gegen ihren Vater, seit er sie gehindert hatte, sich ihr beschiedenes Glück zu erobern. Sie war sich dieses Gefühls gar nicht bewußt, wußte wohl erschrocken, wenn man es ihr zum Bewußtsein gebracht hätte, aber vorhanden war es trotzdem, wenn es sich auch scheu unter stiller Fügigkeit vertrat.

Die Eltern der jungen Dame blieben, nachdem sich Bertha entfernt hatte, eine Weile stumm.

Endlich sagte die Frau bestommen: „Vielleicht läßt sich diese Verlobung wieder lösen. Er hat sich doch ohne Deine Einwilligung gebunden.“

„Wenn das Deine ganze Weisheit ist — damit ist es Esig. Franz ist mündig, und gesetzlich kann ich ihm nichts anhaben, das siehst Du ja schon in seinem Briefe.“

„Aber er ist doch an Elsa so gut wie verprochen.“

„Quatsch mir doch nicht immer mit Eurer Elsa dazwischen. Die würde mich ja auch nicht gerade verlocken, sich zur Frau zu nehmen. Wahrscheinlich hat er sich umso leichter fangen lassen, weil er sich vor einer Verbindung mit der albernen Gans graute. Ich hätte ihm gar nichts davon schreiben sollen, das wäre besser gewesen. Zeig mir den Brief, so sehr daran gewöhnt, sich seiner tyrannischen Art zu fügen, wagte sie auch in solchen leichten Momenten nicht, ihm zu widersprechen. In den wenigen Fällen, in denen sie früher einmal gewagt hatte, ihrer eigenen Meinung gegen die feine Geltung zu verchapfen, hatte er sie mit kaltem Hohn und beidemem Sarcasmus übergoßen und sie dann wochenlang wie Luft behandelt.“

Seine Frau reichte ihm den Brief. Er trat damit ans Fenster und las ihn nochmals durch.

„Lieber Vater, liebe Mutter! Ihr werdet das, was ich Euch mitzutheilen habe, nicht gerade freudig aufnehmen. Ich bin mir voll bewußt, daß ich Euch Kerger bereiten werde, aber seid überzeugt, daß ich nicht anders handeln kann. Ich habe mich heute mit Fräulein Hella Rasmussen, der Tochter des Bildhauers Professor Fritz Rasmussen, verlobt. Seid mir nicht böse, aber ich tonnte Euren Wunsch, Elsa Kleefeld zu heirathen, nicht erfüllen. Die junge Dame ist mir unsympathisch. Fräulein Rasmussen aber hat alle Vorzüge des Geistes und des Körpers und ist als einzige Tochter eines bekannten Künstlers auch nicht unermögend.“

Wir lieben uns und bitten um Eure Einwilligung zu unserer Verlobung. Ich werde sonst in allem Deinen Wünschen nachkommen, lieber Vater, Du sollst Dich nie über mich zu beschweren haben.“

„Ich weiß, daß diese meine Eröffnung zunächst Deinen Zorn erregen wird, es thut mir herzlich leid, aber ändern kann ich es nicht. Ich weiß auch, daß Du nicht unverzagt lassen wirst, diese Verlobung zu lösen, deshalb — nur um Dir Unruhe und Aufregung zu sparen — theile ich Dir mit, daß alles vergeblich wäre, was Du in diesem Sinne unternehmen wollest. Selbst wenn Du mir in Zukunft alle Grizzenzmittel verweigern würdest und mir Dein Haus verschließen wollest, würde ich nicht von Hella lassen. Ihr Vater liebt sie so sehr, daß er uns ohne Zögern die nötigen Mittel bewilligen würde zu unserem Unterhalt, bis ich selbst mir eine Existenz geschaffen hätte. Aber es würde mir sehr unangenehm sein, wenn der Sohn des reichen Bohned von anderen Leuten abhängig wäre, nicht um meinetwillen, sondern um Deinetwillen, lieber Vater. Daran ist ja aber auch gar nicht zu denken. Wenn der erste Zorn bei Dir veriraucht ist, wirst Du einsehen, daß mein Vergehen nicht so schlimm ist, und wirst uns Dein Jawort nicht vorenthalten. Ich bitte Dich noch einmal herzlich darum und gelobe Dir sonst in allen Dingen strengsten Gehorsam. Nur eines will ich gleich noch bemerken, unsere Hochzeit will ich nicht lange hinauschieben, ich werde mit meinem Schwiegervater den Termin auf Ende September festsetzen.“

Zum Schluß noch einmal: verzeiht und gebt Euren Segen Euren Euch herzlich grüßenden Sohn Franz.“

Als er den Brief zu Ende gelesen warf er ihn in einem neuen Wuthanfall auf den Boden und trat mit den Füßen darauf herum. Dann ging er nachdenklich hin und her, hob nach einer Weile den Brief wieder auf und las ihn nochmals.

Endlich sagte er mit verbissenem Grimm: „Gar nichts ist da zu machen. Er hat die Sache sein am Schnürchen und bindet mir einfach die Hände. Da steht natürlich das Lumpenpad dahinter. Professor! — Wah, so schimpfen sie sich alle, die Herren Künstler, ich kenne das Geschicht. So zu etwas soll ich in meine Verwandtschaft aufnehmen! — Man erlebt wirklich feine helle Freude an seinen Kindern. Und ich muß noch Ja und Amen dazu sagen, sonst erlebe ich, daß mein einziger Sohn mir

einfach den Stuhl vor die Thür setzt. Grade jetzt, wo ich ihn im Geschäft so nötig brauche. Hätte ich ihm doch den Urlaub nicht noch bewilligt! Man ist immer zu gut — viel zu gut!“

Wieder griff er nach dem Brief, wieder las er ihn durch, um einen Punkt zu entdecken, wo er den Hebel hätte ansetzen können. Vergebens — sein Sohn war schlau genug zu Werte gegangen, er hatte seinen Vater überlistet. „Nichts — rein nichts kann ich dagegen thun, ich muß mich einverstanden erklären.“

„Aber Ernst, was sagen wir nur Kleefelds?“

„Die Wahrheit natürlich, daß sich unser Herr Sohn hat einfangen lassen und für die „liebe Elsa“ dankt. Eine schöne Wuth werden die haben, wenn ich ihnen diese Mittheilung „schönend“ übermittele. Der Gedanke daran wäre im Stande, mich zu erheitern, wenn ich jetzt Sinn dafür hätte.“

„Was soll aber mit den Möbeln werden? Wir haben doch die Möbel schon gekauft?“

„Ja — das ist das schönste bei der ganzen Sache!“ Er lachte höhnisch auf. „Die Kleefelds hatten es ja so eilig mit den Möbeln. Nun werden sie zusehen müssen, wie sich eine andere in das Nest hineinsetzt.“

„Daß ich das erleben muß,“ jammerte die Frau. „Die Leute werden mit den Fingern auf uns zeigen.“

„Daß ihr Weiber nur immer an das Nebenfächliche zuerst denkt! Mir kommt zuerst der Hauptpunkt, die Geldfrage, und dann der widerwärtige Gedanke, daß ich so eine raffinierte Person in mein Haus aufnehmen muß, in Betracht. Aber wehe ihr, wenn sie sich nicht aufführt, wie ich das verlange! Dann soll sie mich kennen lernen. Sie soll nicht denken, daß sie Franz auf dem Kopf herumtanzen kann. Wenn er den Verstand verloren hat, will ich wenigstens dafür sorgen, daß die Kirche im Dorfe bleibt.“

„Wenn ich nur wüßte, was wir mit den Möbeln anfangen sollten!“

„Herrgott — das ist doch klar! Wir haben sie für unseren Sohn gekauft und in die Wohnung gestellt, die er beziehen wird, wenn er heirathet. Der Kaufvertrag ist von mir für meinen Sohn abgeschlossen, von einer Frau ist darin keine Rede gewesen. Das laß nur meine Sorge sein. — Meinem Hut, meinem Stuhl! Ich will sofort zu Kleefelds gehen und ihnen die Sache unterbreiten. Dann hab' ich das hinter mir. Und dann werde ich meinen Herrn Sohn ein Briefchen schreiben, daß ihm die Augen übergehen sollen.“

Seine Frau holte mit bedrückter Miene Hut und Stod herbei, und als er fortgegangen war, blieb sie regungslos sitzen, die Hände im Schoß gefaltet. Das war ein seltener Anblick bei dieser rastlosen Frau.

Bertha trat wieder in das Zimmer. Neugierig blickte sie auf ihre Mutter. „Was wird nun eigentlich mit Franz, Mutter?“

„Er wird uns eine fremde Person ins Haus bringen.“

„Vater giebt seine Einwilligung?“

„Er kann nichts dagegen thun.“

„Warum denn nicht? Mir hat er doch damals auch die Erlaubniß nicht gegeben.“

Frau Emilie richtete sich gerade auf. „Mühe nicht auch noch daran heute, ich habe genug an der Schmach, die Franz über uns bringt! Sei froh, daß der Vater damals Macht genug hatte, Dich vor dem unfinnigen Schritt zu bewahren. Was hätte aus Dir werden sollen!“

In Berthas Augen trat ein gereizter Ausdruck. Lang vergessener Rummel war lebendig in ihr geworden. Sie neidete dem Bruder die freie Wahl, und ein Gefühl grenzenloser Bitterkeit überwanderte einen Moment den anergeneren Stumpfstan. „Dann wäre ich vielleicht eine glückliche Frau geworden.“, sagte sie mit einer Kühnheit, über die sie selbst erschau.

Ihre Mutter sah sie streng und drohend an. „Du vergißt Dich, Bertha. Ich will diese Worte nicht gehört haben. Der rebellische Geist Deines Bruders hat Dich angestiftet. Aber laß um keinen Preis Vater solche Reden hören, es könnte Dir schlecht bekommen.“

Bertha bückte sich stumm über ihre Hättelarbeit. Der Geist der Empörung war entflohen, sie war wieder das scheue stille Geschöpf wie sonst. Tief in ihrem Innern aber keimte ein Entschluß. Wenn Franz wirklich — das fremde Mädchen heirathen durfte, dann würde auch sie sich zur Energie aufraffen, wenn wirklich noch einer kommen sollte, um sie zur Frau zu begehren — und wenn es der Aermste wäre. Was Franz recht war, war ihr billig.

Sie warf einen verstohlenen Blick in den Spiegel und feuchte. Große Hoffnung auf einen Freier hatte sie nicht mehr, das war gewiß. Muthlos und mürrisch sah sie in sich zusammen, das arme reiche Mädchen.

Frau Emilie Bohned klingelte dem Dienstmädchen und besah ihr, den Kaffeetisch abzuräumen. Dann nahm sie ihren Schlüsselbund und ging ihren täglichen Geschäften nach. Die

sollten unter ihrem Kummer nicht leiden.

8. Kapitel.

Der Stadtrath Kleefeld war Holzhändler und hatte mit seinem Holzhandel sein ererbtes Vermögen verpöppelt. Er war ein mittelgroßer, gager Herr mit glattgeschlitztem grauem Haar und einer feurigen rothen Nase in dem sonst farblosen Gesicht.

Scheinbar ruhig hörte er Bohneds Bericht an und rieb nur immer unruhig das Kinn und den spärlichen Vollbart mit der Hand.

Als Bohned zu Ende war, sagte er zunächst nur: „hm, hm — so, so! Das ist freilich sehr fatal.“ Innerlich war er wüthend, aber er wollte sich vor Bohned keine Blöße geben.

„Sie können sich denken, lieber Kleefeld, wie schwer mir dieser Gang zu Ihnen geworden ist.“

„Gewiß — natürlich. Es ist ja auch keine Kleinigkeit für Sie, wenn Sie statt einer Tochter aus gutem Hause so eine Künstlerstochter zur Schwiegerstochter bekommen.“

Bohned richtete sich auf. Diese Lesart durfte er nicht unter die Leute kommen lassen, damit schadete er sich selber am meisten. „Wenn ich in meinem Kerger ein bißchen scharf über die Braut meines Sohnes sprach, so ist das meinem gekränkten Vaterherzen zuzuschreiben. Die junge Dame ist im übrigen die Tochter des berühmten Bildhauers Professor Rasmussen.“

Kleefeld lächelte. „Natürlich — ich verstehe, daß Sie sich nicht selbst ins Fleisch schneiden wollen. Na — unangenehm ist die Sache für uns beide. Ich selbst übersehe ja die Angelegenheit mit Ruhe, denn meine Tochter kann zehn andere Männer haben. Aber was die Frauen dazu sagen werden? Elsa hatte sich nun mal Ihren Franz in den Kopf gesetzt. Das wird ein heillofes Gespenne geben. Ist aber nicht zu ändern.“

(Fortsetzung folgt.)

Was sollen wir essen laßt.

Die modernen Kochbücher mögen sehr umfangreich sein, aber sie können den verehrten Hausfrauen eine rechte Vorstellung von den mannigfachen Arten der auf der Erde wachsenden vegetabilischen Nahrungs- und Genussmittel nicht geben, weil deren zu viele sind. Solche Bücher, an und für sich sehr notwendig und nützlich, vermitteln vorzugsweise die Kenntniß der heimischen Nahrungsmittel. Insgesamt sind sie nur ein Bruchtheil von dem vegetabilischen Reichthum, der den Menschen der Erde zur Nahrung überwiehen ist. Dieser ist so bedeutend, daß jede Hausfrau, wenn sie einen Einblick in ihn gewinnt, staunen muß.

Eins der notwendigsten Nahrungsmittel ist das Brot. Man darf es allgemein aus Roggen, Weizen, Gerste, Mais und Hafer. Wer sich aber auf der Erde umschaut, findet noch einige Duzend Arten Brot, zu dem nicht nur Körnerfrüchte, wie die des ostindischen Borstengrases und der afrikanischen Hirse, sondern auch Wurzeln, Baumfrüchte, das Wort gewisser Palmen und sogar Pilze und Flechten verwendet werden. Ohne diese Brotarten würde es um die Ernährung der Bevölkerung vieler Ländergebiete traurig bestellt sein.

Von höchstem Werth für den Norden Afrikas und für Arabien ist die dem Zuderohr verwandte Mohrrübe oder Durrha, die sogar in Italien Eingang gefunden hat, und zwar als Ersatz für Mais bei der Bereitung der Liebhaberspeisen Polenta und Mattaroni. Die Eingeborenen des schwarzen Erdtheils baden aus der Hirse ein Brot, dessen Nährwerth u. Geschmack ihrer bescheidenen Anforderungen vollkommen genügt. Im Westen und Süden Afrikas kommen einige andere bemerkenswerthe Brodarten vor, zum Beispiel das von den Hottentotten aus dem Markt der Karpalme gebadene Kaffeebrot.

In den Tropengegenden Amerikas und besonders des Amazonasstromes spielt als Brodlieferant eine hervorragende Rolle der Kaffeebaum, obwohl dessen Milchsaft und Samen giftig sind. Seine dicken, knolligen Wurzeln geben, nachdem sie durch Zerreiben, Pressen und Auswaschen von etwa vorhandener Giftpflanze befreit sind, das Maniokmehl. Die Neger verbaden es zum sogenannten Kaffeebrot. Das im Abwaschwasser zurückgebliebene feine Stärkemehl ist die Tapioka, die ebenfalls für Bad- und Kochzweck Verwendung findet und stark exportirt wird.

Den Südeisulanern ist mit den mehlig-süßlichen Früchten des Brodfruchtbaumes ein vorzügliches Brod besetzt. Acht bis neun Monate im Jahr ist der prächtige Baum mit Früchten bedeckt, und während dieser Zeit sind drei bis vier Bäume im Stande, einen Menschen zu ernähren. Wenn die Früchte geschnitten und gebaden sind, so schmecken sie wie Weizenbrot.

Hiermit ist der Reichthum noch lauer nicht erschöpft. In Ostindien werden die sogenannten Hübstrüben, Früchte einer zur Familie der Gräser zählenden Pflanze, einer Verwandten der Zuderrübe, zu Brod verbaden. Ja, in Brasilien und in Guiana muß sogar die berühmte Victoria regia, die

größte der Seelilien, den Eingeborenen Brod liefern. Hierzu dienen die als Wassermais bezeichneten Samen der Pflanze. Der Wassermais wird zerstampft und das so gewonnene grobe Mehl angemacht, um dann in den Badöfen zu wandern. Ähnlich baden die Chinesen Brod aus den Früchten der zweihörnigen Wasserhülse, einer schwimmenden Wasserpflanze, die auf Teichen und Seen vorkommt. Auch die Früchte der ursprünglich in Ostindien heimischen und dann über alle Erdtheile verbreiteten Banane können als Brod bezeichnet werden, denn geröstet bilden sie für dieses einen ausgezeichneten Ersatz. Im Laufe von acht bis neun Monaten ist der Wuchs der Pflanze beendet. Zwei oder drei Monate später kann die Frucht gepflückt werden. Ein besonderer Liebhaber von Bananen war Friedrich der Große; er ließ sie als Mittel gegen Sied- und Rheumatismus in den Treibhäusern von Sanssouci züchten.

In ihrer bewundernswürdigen Güte hat Muttererde sogar Brod gesendet, das nicht einmal des Badens bedarf. Es ist das sogenannte „natio bread“ der Neu-Holländer, ein ohne jede Zubereitung direkt genießbares, mehrere Pfund schwerer Pilz, der einen ausgesprochenen Brodgeschmack hat. Ebenfalls läßt sich als Naturbrot die Rinde der in Afrika wachsenden Dampalme bezeichnen. Sie ist mehr als fingerbig und schmeckt wie ein Nürnberger Pfefferkuchen, daher auch der Name Pfefferkuchenbaum. Die Neger pflegen die Rinde sofort zu essen, ohne irgendwelche Verdauungsbeschwerden zu verspüren.

Den echten und unechten Brodfruchtgaben gesellt sich eine Legion essbarer Knollen und Wurzeln, von deren Vorhandensein die Mehrzahl unserer Hausfrauen kaum eine Ahnung hat. Die Zahl ihrer Arten ist zu groß, um sie alle erwähnen zu können. Am wichtigsten ist die zur Familie der Windengewächse gehörende Batate. Sie wird in den Tropen allgemein angebaut und vertritt mit ihren stärkehaltigen, süßen Wurzeln unsere Kartoffel. Dann eine Angehörige der Arongewächse, die unter dem Namen Karro oder Kalo ebenfalls in den Tropen, insbesondere auf Südeiseln, in künstlichen Stümpfen kultivirt wird. Ihr knospenförmiger Wurzelstock, der reich an Stärkemehl ist, bildet ein Nahrungsmittel, dessen Werth dem der Bataten nicht nachsteht. Weiter die in der heißen Zone wachsenden Yamswurzeln, kartoffelähnliche, an Stärkemehl ungemessen reiche Knollen, deren Anbau sogar in Deutschland mit Erfolg geschehen ist, sowie die Wurzelknollen der im Orient, in Nordafrika und in Südamerika kultivirten indianischen Süßwurzeln oder Erdmandeln, die ganz nach Mandeln schmecken.

Zu dieser Fülle tritt ein anderes werthvolles Nahrungsmittel, der vielgerühmte Sago, das Mart aus dem Stamme gewisser Arten von Palmen und Farnpalmen. Die ostindische Sagogalme liefert den sogenannten Perl-sago des Handels. Der Baum ist schon im Alter von 15 Jahren so reich an Sago, daß die Ernte lohnend ist. Ein vollwüchsiges Baum gibt einen Ertrag von zwei bis drei Doppelcentner. Das Mart ist weich und weiß. Sein Stärkemehl ergibt durch Schlämmen und Körneln den Sago besserer Qualität. Auch die Sagogalme Madagaskars und die Kaspalme Brasiliens spenden eine ziemliche Menge Sago. Jedoch am freigebigsten ist die ostindische Farnpalme, deren Stammburmeser bei manchen Exemplaren über drei Fuß beträgt. Allerdings ist der aus dem Mart dieses Stammes gewonnene Sago sehr grob. Es steht daher dem der Sagogalme erheblich nach.

Die Palmen leiten über zu den Gemüsen, deren Menge eine unüberschaubare ist. Palmöl aus den Blattknospen und jungen Blättern der in allen Tropenländern kultivirten Kospalme gilt als Delikatesse. Die Chinesen und Japaner schwärmen für Meerstohl und ein Gemüße von Bambusprossen. Meerstohl ist der zu den Alger zählende Zudertang, der in allen Meeren vorkommt, essbar ist und zudem Jod und Soda liefert. Die Japaner holen ihn sich vorzugsweise aus der südoberischen See, und zwar in großen Schiffsladungen, da er auf den Märkten hoch bezahlt wird. Eine andere Alge wird auf Neu-Seeland gegessen, ebenso im Norden das in den nördlichen Meeren vorkommende isländische Moos. Sogar Flechten werden nicht verschmäht, essen doch Tartaren und Kirgisen die Mannaflechte, gemüßfertig zubereitet oder kuchenartig gebaden.

Genauer den Gemüsegarten der Erde zu beschreiben, geht nicht an, da hierzu viele Bände erforderlich wären. Dasselbe gilt vom Gewürz- und vom Obstgarten. Taufenderlei wird da geboten, das dem Eingeborenen als Lebensunterhalt dient. Leider ist die Vertheilung ungleichmäßig — in einer Gegend tritt der Segen spärlich, in den anderen reichlich auf. Die Aufgabe der fortgeschrittenen Kultur ist es, einen befriedigenden Ausgleich zu schaffen, auf daß ein Nahrungsmangel nirgends empfunden wird.

Georg Buß.

In Berlin haben sie einen Mann zu 1461 Jahren und 2 Monaten Gefängnis verurteilt. Die 2 Monate hätten sie ihm doch wenigstens schenken sollen.